

Birgit Rommelspacher

Ethnische Minderheiten in der psychosozialen Beratung Dynamiken von Integration und Segregation

Migrantenfamilien sind bei der Inanspruchnahme der Angebote von Erziehungsberatungsstellen, der Sozialpädagogischen Familienhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie unterrepräsentiert (Finkel 2000). Die meisten Sozialpädago/innen scheinen keinen richtigen Zugang zu den Mädchen und Jungen zu finden, wie Finkel auf der Basis der Analyse von Hilfeverläufen resümiert, und so bleiben ihre Einflussmöglichkeiten gering. Ebenso zeigt auch Gaitanides (2008), dass es viele Barrieren zwischen den Migrantenfamilien und den deutschen Hilfesystemen gibt, die mit Problemen und Widerständen von beiden Seiten zu tun haben.

Warum, so könnte man auch fragen, soll Integration im psychosozialen Bereich gelingen, wo sie doch in vielen Bereichen der Gesellschaft scheitert? Psychosoziale Beratung ist kein exterritorialer Raum, in dem good will und Professionalität die Segregationsmechanismen der Gesellschaft ohne weiteres außer Kraft setzen kann. Es mag zwar dem Selbstbild der psychosozialen Fachkräfte der Mehrheitsgesellschaft entsprechen, dass sie offen und tolerant alle Menschen *gleich* behandeln, unabhängig von ihrem ethnischen Hintergrund; aber bereits hier beginnt das Problem: Ist Gleich-Behandlung eine angemessene Reaktion auf unterschiedliche Verhältnisse? Welche Rolle können Unterschiede spielen und wie wird mit ihnen umgegangen? Wo positioniert man sich selbst im Spannungsfeld von Differenz?

Psychosoziale Beratung ist eingebettet in eine Gesellschaft in der viele, oft unsichtbare Segregationslinien die Menschen voneinander trennen, und in der auf vielen unterschiedlichen Ebenen Kämpfe um Anerkennung und Zugehörigkeit ausgetragen werden. Die Frage ist also, wie sich diese Dynamiken auf die psychosoziale Arbeit auswirken, und ob diese Prozesse den Beteiligten bewusst sind bzw. wie sie bewusst gemacht werden können. Zu fragen ist schließlich auch, inwiefern ein Bewusstsein über diese Dynamiken als Ressource im Beratungsprozess eingesetzt werden kann. Dies soll im Folgenden an einigen Beispielen erörtert werden.

Gegenseitiges Vertrauen

Wie ist Vertrauen - als unabdingbare Basis eines gelingenden Beratungsprozesses – möglich in Beziehungen, die durch gesellschaftliche Diskurse über Fremdheit mitbestimmt werden? Vor allem die Angehörigen ethnischer Minderheiten, die in ihrem Alltag oft mit Vorurteilen konfrontiert sind, werden diese auch in der Beratungssituation erwarten wenn das Gegenüber also die KlientIn oder BeraterIn der Mehrheitsgesellschaft angehört – unabhängig davon, wie diese sich tatsächlich positioniert. D.h. selbst wenn sie sich intensiv mit ihrem Fremdverständnis auseinandergesetzt hat, werden zunächst einmal andere Erwartungen an sie herangetragen. Denn alle Beteiligten werden ihre Erfahrungen, die sie in der Gesellschaft mit dem Umgang mit „Fremdheit“ gemacht haben und den daraus resultierenden Phantasien, Gefühlen und Abwehrmustern auch in die Beratungssituation

hineintragen. Man könnte in dem Zusammenhang von einer *kulturellen Übertragung und Gegenübertragung* sprechen, ein Konzept das Comas-Diaz und Jacobson (1991) im US-amerikanischen Kontext entwickelt haben. Aufgrund dieser Ausgangssituation wird man deshalb zunächst eher von einem Misstrauen von beiden Seiten ausgehen müssen. Das gilt vor allem dann wenn es sich bei der KlientIn oder BeraterIn um Angehörige von Minderheiten handelt, die besonders starken Fremdzuschreibungen ausgesetzt sind, wie dies derzeit vor allem in Bezug auf die Muslime¹ der Fall ist oder aber auch auf Menschen mit afrikanischem Hintergrund.

Vorbehalte von Seiten der MigratInnen gegenüber den Angeboten psychosozialer Einrichtungen gründen oft in einer tiefgreifenden *Ambivalenz gegenüber der Mehrheitsgesellschaft*. Einerseits möchten sie sich integrieren und in dieser Gesellschaft erfolgreich sein, was dies doch auch das Ziel eines oft langwierigen, generationsübergreifenden Migrationsprozesses. Auf der anderen Seite hat man Angst die eigenen Kinder an die Mehrheitsgesellschaft zu „verlieren“. Die Eltern fürchten, dass ihre Kinder sich ihnen entfremden und sich der Zusammenhalt der Familie auflöst, der andererseits wiederum oft unabdingbar für eine erfolgreiche Bewältigung der Migrationssituation ist. So haben etwa viele Mädchen aus Migrationsfamilien, wie etwa Fachkräfte aus den Beratungsstellen und Zufluchtwohnungen von Wildwasser berichten (Rommelspacher 2008) Angst, deutsche Hilfeeinrichtungen in Anspruch zu nehmen, weil sie dann ihre Familie „verraten“ würden. Sie würden gewissermassen „auf die andere Seite“ wechseln. Diese Angst gilt besonders auch dann, wenn Fremdunterbringung droht.

Umgekehrt glauben gerade viele Fachkräfte mit deutschem Hintergrund, dass die Unterbringung der Mädchen in einer deutschen Institution sie vom vermuteten repressiven Milieu ihrer Familie und Kultur retten könne. Sie sind davon überzeugt, dass es für diese Mädchen besser ist, wenn sie sich die aufgeklärten, modernen Konzepte von Autonomie und Emanzipation zu Eigen machen und auf diesem Weg auch von der deutschen Fachkraft begleitet werden (Attia 1994). Das aber bedeutet, dass die Angst dieser Eltern um den „Verlust“ ihrer Kinder nicht unbegründet ist, ebenso wie die Angst der Jugendlichen, ihre Eltern zu enttäuschen. Dabei mag darüber hinaus bei ihnen auch die Angst mitschwingen, dass sie sich *selbst entfremdet* werden; dass ihre eigene Weltsicht wenig gilt, und ihre möglicherweise diffusen Gefühle in eine Sprache übersetzt werden, die nicht die ihre ist. Sie wissen, was die Mehrheitsgesellschaft über sie denkt und so können ihre Befürchtungen, dass ihre Familie und ihr Herkunftsmilieu abgewertet werden, auch berechtigt sein.

Angesichts dieser Konstellation müssen wir davon ausgehen, dass vielfach beide, also sowohl die Menschen mit Migrations- wie auch die mit deutschem Hintergrund sich mit gewissen Vorbehalten in die Beratungssituation begeben. Angenommen die Fachkraft hat einen deutschen Hintergrund, so richtet sich ihr Misstrauen aber nicht nur gegen spezifische kulturelle Milieus von Migrationsfamilien, sondern ihr geht es unterschwellig oft auch um die Frage nach deren *Zugehörigkeit* und Loyalität gegenüber dieser Gesellschaft etwa mit Fragen wie: Stehen die MigrantInnen ihrer Herkunftsgesellschaft nicht viel näher als ihrer neuen „Heimat“? Wollen sie vielleicht ohnehin wieder zurück? Gehören sie eigentlich in „unsere“ Gesellschaft? Werden sie

¹ So zeigt die repräsentative Untersuchung des Innenministeriums zu „Muslimen in Deutschland“ (BMI 2007), dass mehr als die Hälfte der Muslime davon überzeugt sind, dass die Deutschen sie ablehnen und muslimische Kinder in der deutschen Gesellschaft benachteiligt werden. Diese Einschätzung entspricht in etwa auch der Verbreitung der gegen sie gerichteten Vorurteile von Seiten der Mehrheitsgesellschaft.

nicht immer Fremde bleiben? Ist unsere Gesellschaft nicht seit Jahrhunderten christlich geprägt? Und wenn sie hier nur ein provisorisches Leben, ein Leben auf Abruf führen, haben sie dann auch das Recht, die vollen Leistungen des Wohlfahrtsstaates in Anspruch zu nehmen?

Wenn man davon ausgeht, dass SozialarbeiterInnen sich in ihren Einstellungen nicht grundsätzlich von denen der übrigen Bevölkerung unterscheiden, dann muss man davon ausgehen, dass die meisten gegenüber der Einwanderung ambivalent sind: Sie haben gegenüber MigrantInnen, wie die Sinusstudie zeigt (Wippermann 2002), sowohl abwehrende Tendenzen wie auch solche der Anerkennung und des Respekts. Die Mehrheit der Bevölkerung weiß Werte wie Offenheit, Toleranz und Weltläufigkeit zu schätzen, andererseits bestehen starke Ängste vor Überfremdung und dem Verlust des eigenen sozialen Status durch die Einwanderung. Insofern fragt sich, wie sich diese Ambivalenzen im professionellen Verhalten wie z. Bsp. in Bezug auf das Einfühlungsvermögen gegenüber den Anderen niederschlagen.

In ihrer Untersuchung zur *Empathie* in der Beziehung zwischen Weißen und Schwarzen hat Janis Jones (2004), eine afro-amerikanische Philosophin festgestellt, dass die Einfühlung der Weißen in die Situation der Schwarzen vielfach unmöglich ist. Das hat nicht nur damit zu tun, dass Weiße nicht annähernd solche Diskriminierungen wie Schwarze erfahren und sich diese nicht vorstellen können, sondern dass Weiße sich dies auch gar nicht vorstellen *wollen*, weil sie sich von solchen Situationen in der Realität auch möglichst fern zu halten versuchen und weil sie sich mit der Rolle der Weißen nicht auseinandersetzen wollen. Empathie würde bedeuten, sich selbst in die Situation der Anderen hineinzudenken und zu fühlen und enthält implizit die Grundannahme einer prinzipiellen Austauschbarkeit der Positionen. Dem steht aber nach Jones der tief verankerte Widerstand von Seiten der Weißen entgegen, Schwarze als gleiche sehen und mit ihnen ihren Alltag teilen zu wollen. D.h. die Segregationslinien die die Gesellschaft durchziehen und die dafür sorgen, dass sich in der Bekanntschaft und Verwandtschaft, im Wohnviertel ebenso wie am Arbeitsplatz und in der Politik die Mehrheitsangehörigen von den ethnischen Minderheiten vielfach separieren, diese Trennlinien auch bis in die Psyche der Menschen hineinragen und damit auch ihre Kompetenzen prägen. Und Jones stellt die Frage, warum man glaubt, dass diese Motivationen, Gefühlslagen und unbewussten Phantasien in der Therapie so einfach übersprungen werden könnten mithilfe eines geradezu an Magie grenzenden Empathievermögens.

Bei der Empathie geht es also nicht nur um die Herausbildung kognitiver, emotionaler und kommunikativer Kompetenzen, sondern auch um die kritische Reflektion der eigenen Motivation, diese Kompetenz überhaupt mobilisieren und weiter entwickeln zu wollen. D.h. wird Empathie als Basis interkultureller Kompetenzen gefordert, so müssen auch die Grenzen, die nicht nur durch die Unterschiedlichkeit der Lebenssituationen, sondern auch durch den eigenen Standort und das eigene Interesse gezogen werden, in den Blick genommen werden. Denn - so paradox das klingen mag – erst die Erkenntnis der Ungleichheit und einer partiellen Unverfügbarkeit des jeweiligen Anderen kann eine Basis für gleichberechtigte Kommunikation schaffen. Mecheril (2002) sieht deshalb auch eine wesentliches Moment interkultureller Kompetenz in einer „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ – nämlich der Anerkennung der Grenzen eigenen Wissens und der Reichweite eigener Empathiefähigkeit.

Unterschiedliche Lebenswelten: Beispiel Familie

Wie in vielen empirischen Untersuchungen aufgezeigt, spielt die Familie im migrantischen Milieus oft eine andere und wichtigere Rolle als in der deutschen Gesellschaft (zuf. siehe BMJSFJ 2000). Familie wird – unabhängig vom kulturellen und religiösen Hintergrund – bei Migranten schon deshalb wichtig, weil die Migration meist ein langjähriger Prozess ist, bei dem viele Familienmitglieder einbezogen sind: Die Kinder werden oft bei den Grosseltern oder Tanten zurückgelassen um erst einmal im Einwanderungsland die Bedingungen für den Familiennachzug zu schaffen. Zudem ziehen viele MigrantInnen im Sinne der sogenannten Kettenmigration vielfach an die Orte an denen schon andere Mitglieder der Familie oder Bekannte aus der Herkunftsregion leben, die sie auf ihrem Weg in die neue Gesellschaft unterstützen können. Darüber hinaus schweißen dann Unkenntnis des sozialen Umfeldes und Fremdheitserfahrungen wie auch die oft erlebte Zurückweisung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft die Familie noch mehr zusammen. Schließlich müssen sie auch in Zeiten von Unsicherheit und materieller Not sich aufeinander verlassen können. Insofern überrascht es nicht, dass z. Bsp. türkische Jugendliche den Eindruck haben, dass türkische Familien sehr viel mehr zusammenhalten und man sich mehr aufeinander verlassen kann, während das Klima in deutschen Familien eher kalt sei und jeder mit sich selbst beschäftigt (Herwartz-Emden 2003). Diese Jugendlichen finden also das stärker am Individualismus orientierte Familienmodell keineswegs so attraktiv, wie die deutsche Fachkraft dies vermutlich annimmt. Zumindest entspricht das nicht ihren Lebensbedingungen und kann vermutlich auch die existentielle gegenseitige Abhängigkeit in der Migration nicht auffangen.

Gleichgültig ob das eher negative Bild der Migrantenjugendlichen von den deutschen Familien berechtigt ist oder nicht, die Frage ist wie gehen die deutschen BeraterInnen damit um? Nehmen sie die verschiedenen Vorstellungen von Familie zur Kenntnis? Ist ihnen der Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Lebensverhältnissen und Familienformen bewusst? Fühlen sie sich durch negative Äußerungen über die deutsche Gesellschaft gekränkt und angegriffen? Glauben sie, dass sie das Bild zurecht rücken und ihre eigene Lebensform verteidigen müssen? Vor allem fragt sich, ob es ihnen möglich ist zu sehen, welche unterschiedliche Bedeutung Familie je nach den unterschiedlichen Lebensumständen haben kann. Meist wird eine starke Familienzentrierung als Zeichen einer von Traditionalismus und Patriarchat geprägten fremden Kultur verstanden. Auch wenn die Kultur auch eine wichtige Rolle spielt, so muss sie jedoch immer auch in Bezug auf ihre Funktionalität zur Bewältigung der spezifischen Lebenssituationen gesehen werden. Denn auch die Kultur verändert sich ständig in einem offenen, dynamischen Prozess. Diese Tatsache vor allem dadurch oft verdeckt, dass der Bruch mit den herkömmlichen Lebensbedingungen oder die Infragestellung der eigenen Lebensweise zu einem forcierten Rückgriff auf alte Traditionsmuster führt² D.h. dass

² Interessant ist, dass Studien zu Ehrenmorden in der Türkei zeigen, dass diese zum einen verstärkt von Neu-Zuwanderern vom Land in die Großstädten wie Istanbul und Ankara vorkommen und zum andern in Grenzregionen zu den Nachbarländern. Wie insgesamt die Gewalt gegen Frauen in diesen Grenzregionen verstärkt ausgeübt wird. (Neşe Özgen, Universität Okan, Istanbul (2009): „Status und Einfluss der Frauen innerhalb der sozial-politischen Konfliktfelder der Türkei“ Vortrag auf der Tagung „Perspektiv-Wechsel: Lebenswelten türkischer Frauen in Deutschland und in der Türkei“ Gelsenkirchen 27.11.)

unterschiedliche Verhaltensweisen nicht einfach einer hermetischen und statischen Kultur zugewiesen werden können, sondern dass deren Funktionalität bzw. Dysfunktionalität in Bezug auf die Bewältigung der aktuellen Lebenssituation zu hinterfragen ist. Insofern ist es vor allem wichtig die spezifische Situation in der Migration zu verstehen.

Das Spezifische einer Migrationssituation kann sich etwa darin zeigen, dass die Familie über lange Jahre an unterschiedlichen Orten lebte. Sie kann vor allem durch die prekäre Lebensabsicherung aufgrund eines gesetzlich eingeschränkten Aufenthaltstatus geprägt sein; sie kann auch in erster Linie durch die Erfahrungen der Zurückweisung durch die Mehrheitsgesellschaft beeinflusst sein oder aber in dem Wunsch, irgendwann mal wieder in die alte Heimat zurückzukehren oder in ein anderes Land weiter zu wandern. Häufig wird in Migrationsfamilien auch grosse Hoffnung auf die Bildung gesetzt, da diese mangels sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital für sie oft die einzige Zugangschance zur Aufnahmegesellschaft ist. So ist etwa der Anspruch türkischer Eltern, dass ihre Kinder - Mädchen wie Jungen gleichermaßen - in der Schule erfolgreich sein sollen grösser als bei deutsche Eltern. Das gilt im Übrigen auch für die Jugendlichen selbst. Vor allem türkische Mädchen haben eine höhere Bildungsaspiration als ihre deutschen Altersgenossinnen (Boos-Nünning, U. und Karakasoglu, Y. 2006). Auf der anderen Seite haben die Eltern gerade in Bezug auf Bildung oft kaum eigene Ressourcen um ihre Kinder dabei zu unterstützen. Anspruch und Verwirklichungschancen klaffen hier also stark auseinander.

Das schafft einen spezifischen Problemdruck, der auch von den Fachkräften erkannt werden muss, wenn man diese Jugendlichen adäquat unterstützen möchte. Dabei müssen auch die Ressourcen erkannt werden, die aus der Migrationssituation entstehen können; etwa die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen Kulturen und Gesellschaft bewegen zu können, unterschiedliche Sprachen zu sprechen oder aber auch die Erfahrung, dass sie oder ihre Eltern mit existentiell bedrohlichen Situationen fertig geworden sind. Das kann eine Ressource sein, die psychische Stabilität und Selbstbewusstsein vermittelt.

Entscheidend geht es also darum zu sehen, wie die verschiedenen Reaktionsweisen aus den spezifischen Lebenssituationen heraus zu verstehen sind und inwiefern dabei soziale, individuelle wie auch kulturelle und ökonomische Faktoren zusammen spielen. Interessant ist, dass sich sozialpädagogische FamilienhelferInnen mit türkischem von denen mit deutschem Hintergrund in Bezug auf die Frage, was sie unter interkultureller Kompetenz verstehen, in charakteristischer Weise unterscheiden: Die türkischen Fachkräfte bezogen sich vor allem auf das Wissen um die spezifischen Lebenssituationen von MigrantInnen in Deutschland, während sich die Familienhelferinnen mit deutschem Hintergrund viel mehr auf unterschiedliche feststehende Gepflogenheiten wie Gastfreundschaft oder auf religiöse Feste bezogen (Erdem 2010). Den einen ist es also wichtiger zu verstehen, was die spezifischen Lebensbedingungen als MigrantInnen sind und welche Belastungen und Ressourcen sich daraus ergeben können, während die anderen vor allem das in den Vordergrund stellten, was ihnen fremd erscheint und von der Routine ihrer Alltagserfahrungen abweicht.

Unterschiedliche Relevanzstrukturen: Was wird in der Beratungsbeziehung thematisiert?

In einer Untersuchung über die Kommunikationspraxen in der deutschen Jugendhilfe hat Claus Melter (2006) migrantische Jugendlichen und ihre deutschen pädagogischen Berater darüber befragt, worüber sie im Laufe der Betreuung sprechen und welche Themen nicht angesprochen werden. Dabei stellte sich heraus, dass die Jugendlichen so gut wie nie über ihre spezifische Situation als Migranten, insbesondere über ihre prekäre rechtliche Situation oder aber über ihre Rassismuserfahrungen mit den deutschen Sozialarbeiter gesprochen haben. So hatte etwa ein kurdischer Jugendlicher, dessen Familie über Jahre von Abschiebung bedroht war, mit seinem Bewährungshelfer, zu dem er sonst eine vertrauensvolle Beziehung hatte, nie über diese Bedrohung gesprochen. Auch als sich die Situation massiv verschärfte und seine Eltern schon seit Wochen in einem Versteck lebten und sein Bruder im Abschiebegefängnis sass, sprach er nicht darüber, wurde jedoch massiv gewalttätig. Er ging nicht mehr zur Schule und kämpfte gegen alles und alle an, nach dem Motto: Wenn ihr mich schon rauswerft, dann will ich es euch noch richtig zeigen. Der Bewährungshelfer, der von diesem Hintergrund nichts wusste, interpretierte seine Gewalttätigkeit als eine Folge familialer Gewalterfahrungen.

Nach Abschluss der Forschung, in der der Jugendliche und der Sozialarbeiter getrennt befragt worden waren, setzten die Forscher eine gemeinsame Sitzung an und klärten den Bewährungshelfer über die damals sehr schwierige Situation des Jugendlichen auf. Dieser war völlig überrascht und enttäuscht darüber, dass dieser sich ihm nicht offen anvertraut hatte, da er wie auch der Jugendliche das Verhältnis als sehr gut empfanden. Als er den Jugendlichen fragte, warum er nichts gesagt habe, meinte dieser dass er ihn ja auch nicht danach gefragt habe. Die Zuwendung des Sozialpädagogen hatte scheinbar nicht ausgereicht. Es hätte vermutlich auch eines Wissens um eine solch mögliche Bedrohungen bedurft, um dem Jugendlichen zu signalisieren, dass auch diese Erfahrungen wichtig sind und er selbst offen dafür ist.

Was die Rassismuserfahrungen anbetrifft, so werden diese möglicherweise auch deshalb von den Jugendlichen so gut wie nie den Sozialarbeitern gegenüber angesprochen, weil sie für sie selbst so belastend ist. Wir kennen diese Angst davor, von eigenen Verletzungserfahrungen zu sprechen besonders aus dem Untersuchungen zum sexuellen Missbrauch. Auch hier kostet es den Betroffenen oft viel Kraft und Überwindung, um ihre Erfahrung einem Anderen anzuvertrauen. Oft genug haben sie die Erfahrung gemacht, dass ihnen nicht geglaubt wird oder dass sie mehr oder weniger offen beschuldigt werden, selbst ihren Anteil daran zu haben. Ähnliche Mechanismen müssen bei den hier untersuchten Jugendlichen greifen, wenn sie es vermeiden, ihre Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft gegenüber zu äussern. In gewisser Weise wird man auch durch die Schilderung von Missachtung wieder verletzt und schämt sich dafür.

Auf der anderen Seite gibt es jedoch auch Widerstände von Seiten der deutschen Sozialarbeiter/innen und Pädagog/innen, wie Claus Melter in seiner Analyse heraus arbeitet. Sie sprechen von sich aus Rassismuserfahrungen nicht an, weil sie sich damit auch selbst angegriffen fühlen. Die Jugendlichen haben die Erfahrung gemacht

mit ihren Schilderungen oft auf Unglauben zu stossen und beschwichtigt zu werden. Zudem spüren sie, dass sie den Anderen damit in seiner Identität als Deutscher verletzen könnten. Wenn sie sich ihre Bezugsperson erhalten wollen, halten sie sich deshalb mit diesen Erfahrungen möglichst zurück.

Von Seiten der Sozialpädagog/innen bedarf es einer auf Wissen und kritischer Selbstreflexion gegründeten Selbstpositionierung, um die Rassismuserfahrungen der Jugendlichen nicht als einen persönlichen Angriff zu verstehen. Ja möglicherweise kann sogar die Sicht der Anderen als eine produktive Herausforderung begriffen werden, die die eigene Erkenntnis und Professionalität erweitert. Deshalb sollte die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Perspektiven und gerade auch mit solchen, die die bestehenden Verhältnisse kritisch betrachten, ein zentrales Merkmal von Professionalität in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik sein.

Wie grundlegend diese Forderung für die Sozialarbeit ist, zeigt sich daran, dass sie seit ihren Anfängen erhoben wurde. Besonders eindrücklich hat dies Jane Addams (1902/2002), die Begründerin der Sozialen Arbeit in den USA bereits vor rund hundert Jahren getan. Sie forderte aufgrund ihrer Erfahrungen in der Arbeit mit EinwanderInnen und Menschen unterschiedlicher sozialer Klassen in den sog. settlements im Chicago, dass sich die Professionellen ständig Situationen aussetzen müssten, die für sie neu und verwirrend sind, denn welchen Erfahrungen man macht und wie sehr man sich dadurch selbst in Frage stellen lässt ist für Addams nicht nur eine Frage der Professionalität sondern auch der Moral. D.h. sie geht davon aus, dass man auch für seine Erfahrungen verantwortlich ist. Die professionelle Ethik muss deshalb, so Addams, von den SozialarbeiterInnen verlangen, dass sie sich nicht nur auf ihre eigenen Erfahrungsraum zurückziehen, denn das bedingt letztlich eine egozentrische Weltsicht, sondern dass sie ständig einer, wie sie sagt „perplexity“ aussetzen, die irritiert oder sogar verstört, um eingefahrene Denkmuster aufzubrechen und die eigenen Perspektiven immer weiter zu entwickeln.

Literatur

- Addams, Jane (1902/2002) *Democracy and Social Ethics*. Chicago: University of Illinois Press
- Attia, Iman (1994): *Antiislamischer Rassismus. Stereotypen - Erfahrungen - Machtverhältnisse*. In Jäger, Siegfried, & Rätzsch, Nora, *Rassismusforschung und antirassistische Erziehung*. Duisburg BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen u Jugend. (2000): *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen*. Sechster Familienbericht. Berlin
- BMI Bundesministerium des Inneren (Hg.): *Muslimen in Deutschland - Integration, Integrationsbarrieren, Religion sowie Einstellungen zu Demokratie, Rechtsstaat und politisch-religiös motivierter Gewalt - Ergebnisse von Befragungen in Rahmen einer multizentrischen Studie in städtischen Lebensräume* Katrin Brettfeld und Peter Wetzels : Universität Hamburg 2007
- Boos-Nünning, Ursula & Karakasoglu, Yasemin (2006): *Viele Welten leben Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann.
- Comas-Diaz, L. & Jacobson, F.M. (1991): *Ethnocultural transference and countertransference in the therapeutic dyade*. *American Journal of Orthopsychiatry* 6(3), p. 392-402.
- Erdem, Fatma (2010) *Interkulturelle Kompetenz in der Sozialarbeit: Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) am Beispiel türkischer Miugrantenfamilien*. Diss. Berlin Freie Universität
- Finkel M. et al. (2000) *Sozialpädagogische Arbeit mit Mädchen und Jungen aus Migrantenfamilien*. In: Ev. Erziehungsverband (EREV) /Hg.): *Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Forschungen im Spiegel der Praxis*. 2,41 Hannover S.140-168
- Gaitanides, Stefan. (2008). *Interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste - Visionen u Stolpersteine*. In

- Rommelspacher Birgit und Ingrid Kollak (Hrsg.) Interkulturelle Perspektiven für das Sozial- und Gesundheitswesen. Frankfurt: Mabuse (S35-58).
- Herwitz-Emden Leoni: Einwanderer Familien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Göttingen G&V unipress 2003
- Jones, Janine (2004): The Impairment of Empathy in Goodwill Whites for African Americans. In: George Yancy (Ed.), What White looks like. African-American Philosophers on the Whiteness Question, New York London: Routledge. p. 65-86.
- Mecheril, Paul. (2004). Migrationspädagogik. Weinheim: Beltz.
- Melter, Claus (2006): Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit. Münster: Waxmann
- Rommelspacher Birgit (2008): 25 Jahre Wildwasser: Interkulturelle Öffnung eines feministischen Projekts- In Wildwasser (Hg):
- Wippermann, Carsten; Zarcos-Lamolda, Astrid & Krafeld, Franz Josep (2002): Auf der Suche nach Thrill und Geborgenheit. Lebenswelten rechtsradikaler Jugendlicher und neue pädagogische Perspektiven. Opladen: Leske & Budrich.